

UWE KLUSSMANN,  
NORBERT F. PÖTZL

DIE  
HOHENZOLLERN

PREUSSISCHE KÖNIGE,  
DEUTSCHE KAISER  
EIN SPIEGEL-BUCH

**DVA**  
EBOOKS

Uwe Klußmann und Norbert F. Pötzl (Hg.)

# Die Hohenzollern

Preußische Könige, deutsche Kaiser

Karen Andresen, Georg Bönisch,  
Eike Frenzel, Jan Friedmann, Annette Großbongardt,  
Konstantin von Hammerstein, Nils Klawitter,  
Frank-Lothar Kroll, Alexander Kühn,  
Joachim Mohr, Hans-Joachim Noack,  
Dietmar Pieper, Nora Reinhardt,  
Johannes Saltzwedel, Eva-Maria Schnurr,  
Daniel Schönflug, Mathias Schreiber,  
Michael Sontheimer, Thomas Stamm-Kuhlmann,  
Janko Tietz, Rainer Traub

Deutsche Verlags-Anstalt

# Be ZRqj i l VhoV`TZe `i

Pgjo gjl

M BE B&7 : L8A : B9 : G: 6G; s G? :

Vom Fels zum Meer

Mit Militär und Migranten

Disziplin als Leitkultur

M BE BB&9 : K 6EM ; KBMO

Seiner Zeit voraus

»Es gibt das Bedürfnis, ein Heldenbild zu pflegen«

Allegra nach Stundenplan

»Ihr Genie ist eine Fackel«

»Ich handle nach dem Ehrgefühl«

CHRONIK: 1061 - 1941 - GRAFEN, FÜRSTEN, KAISER

M BE BBB&OHG I K: NLL: G ONF K: B8A

Zaghafter Reformier

Die schöne Patriotin

Ein Held des Rückzugs

»Für König und Vaterland«

Mildes Herbstlicht

Bismarcks fügsamer Monarch

M BE BO &F 68A MNG9 ? Kt LL: GP 6AG

Eine unsichere Existenz

» Da haben Sie den Salat«

David gegen Goliath

Die ungeliebte Hauptstadt

Schwäbischer Export

Gruppensex im Grunewald

M BE O &L8A : BM KG 9 : K F HG6K8AB

Schatten seiner selbst

Nahe am Wasser gebaut

Schwadronneur im Schlosspark

»Unverbrüchliche Treue«

M BE OB&9 B G68A; 6AK: G

»Ich bin ein Republikaner«

Krone im Rucksack

Bohnerz und Turbolader

Der Prinz im Schafspelz

Aktion Sarg und Asche

8I C8I B ) 9mU`af o WkW

8mgjW nWrwU f k

: Sf c

KWkgf W j WklW

: ghqjZ`l





## Of hmf hj

Kein anderes Fürstengeschlecht hat die deutsche Geschichte so stark geprägt wie die Hohenzollern. Ihr Ursprung lag auf der Schwäbischen Alb bei Hechingen, auf dem »mons solarius«, dem Sonnenberg, von dem sich der Adelsname Zolorin ableitete, erstmals nachgewiesen im 11. Jahrhundert. Die schwäbischen Grafen, zwischenzeitlich Burggrafen von Nürnberg, stiegen im 14. Jahrhundert zu brandenburgischen Kurfürsten auf. Das Haus Hohenzollern stellte dann seit 1701 die preußischen Könige und schließlich die deutschen Kaiser in dem von Bismarck 1871 geschaffenen Deutschen Reich. Dessen Aufstieg endete jedoch nach wenigen Jahrzehnten mit der deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg und dem Sturz der Monarchie in einer Revolution.

Unter den Hohenzollern fanden sich Schöngeister und Grobiane, ins Militär vernarrte Männer und Förderer von Kunst und Wissenschaft, bisweilen in einer Person. Die führenden Köpfe des Herrscherhauses verkörperten oft die Widersprüche ihrer Zeit.

Der berühmteste und populärste, aber auch einer der umstrittensten Hohenzollern-Herrscher war der preußische König Friedrich II., dessen 300. Geburtstag am 24. Januar 2012 gefeiert wird. Seine Untertanen gaben ihm nach dem siegreichen Zweiten Schlesischen Krieg ab 1745 den Beinamen »der Große«. Friedrich, der durch scharfsinnige Betrachtungen und seine stoische Haltung in schweren Krisen noch heute fasziniert, steht für das, was lange den preußischen Stil ausmachte. Über die Widersprüchlichkeit dieses Herrschers, seine philosophischen Theorien und kriegerische Praxis gibt der emeritierte Kölner Historiker und Friedrich-Biograf Johannes Kunisch in einem Gespräch

Auskunft. Kunisch erläutert das Handeln des Königs im Spannungsfeld zwischen Ruhmbegierde und Staatsräson, zwischen Aufklärung und Absolutismus. Und er zeigt, dass Friedrich zugleich die uneingeschränkte Fürstenmacht vertrat wie auch ein modernes, multiethnisches Staatsverständnis, offen für Zuwanderer. Damit, so Kunisch, sei Friedrich weit entfernt gewesen vom engstirnigen völkischen Nationalismus, wie ihn die Nazis propagierten.

Zu den Autoren dieses Buches zählen weitere bedeutende Hohenzollern-Experten unter deutschen Geschichtswissenschaftlern. So beschreibt Thomas Stamm-Kuhlmann, Ordinarius in Greifswald und Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft für Preussische Geschichte, den Preußenkönig Friedrich Wilhelm III., der im Schatten seiner berühmten Berater Scharnhorst und Blücher stand. Der Berliner Historiker Daniel Schönflug gibt Einblicke in die Lebens- und Gedankenwelt der klugen, selbstbewussten und schönen Königin Luise, über die er 2010 eine Biografie verfasst hat. Frank-Lothar Kroll, der in Chemnitz lehrende Vorsitzende der Preussischen Historischen Kommission, analysiert Stärken und Schwächen des letzten deutschen Kaisers Wilhelm II.

SPIEGEL-Redakteure führen mit weiteren Herrscher-Porträts, etwa des »Großen Kurfürsten« und des »Soldatenkönigs«, sowie mit Aufsätzen über gesellschaftliche Entwicklungen im Hohenzollernreich durch rund 400 Jahre deutscher Geschichte. Beobachtungen des Malers Adolph Menzel und Briefe Theodor Fontanes aus dem 19. Jahrhundert geben einen Eindruck davon, wie sensible Zeitgenossen früh wahrnahmen, dass die Hohenzollernmacht allmählich brüchig wurde. An der Person des Kaisers Wilhelm II. schildern Autoren, wie militärischer Größenwahn und politische Inkompetenz die Monarchie in den Untergang

und den abgedankten Kaiser ins niederländische Exil trieben.

Wie Hohenzollern der schwäbischen Linie im 19. und 20. Jahrhundert rumänische Könige wurden, wie der Kronschatz der Hohenzollern über Kriegswirren hinweg gerettet wurde oder der Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen bis heute einen regionalen Firmenverbund leitet, schildern weitere Beiträge in diesem Buch. Das Verhältnis der Hohenzollern zu den Nationalsozialisten, etwa die Vita des SA-Gruppenführers Prinz August Wilhelm, wird ebenso kritisch beleuchtet wie die Eskapaden eines Nachfahren, die immer wieder in Klatschblättern ausgebreitet wurden.

Friedrich Wilhelm Prinz von Preußen, Urenkel von Kaiser Wilhelm II., berichtet schließlich in einem Gespräch, was von dem Fürstenhaus blieb; er erzählt von der hochadligen Verwandtschaft in Europa und vom bitteren Erbstreit in seiner Familie. Monarchistische Ambitionen liegen dem Prinzen, der selbst Historiker ist, fern. Skeptiker beruhigt der Hohenzoller mit dem für seine Ahnen unvorstellbaren Bekenntnis: »Ich bin ein Republikaner.«

Hamburg, im September 2011  
Uwe Klußmann, Norbert F. Pötzl

M BE B

7 : L8 A : B9 : G : 6 G ; s G ? :

## Of d ; Va okd F VWh

? af W9mj Z SmXVWY MU o xTakU W 8dF o Sj  
VWY Oj khj mf Zkgjl VWY RgdWYf , Dj W  
I SU cge e W o mj VWF Fmj Xj klW af  
9j Sf VW Tmj Z( Sj TWV WW kaU ` gU Tak Sf  
J kl) mf V I gj VkWmf V j VZaYlW kU dWwdU  
VaWBj gwe SU l Kj WmwW ,

Von Georg Bönisch

Es sind überaus klangvolle Namen, illustre Namen, und sie stehen für Legenden der Mythologie - und der Weltgeschichte. Da ist Achilles, der tapferste Held der Griechen vor Troja, dessen einzig verwundbare Körperstelle die Ferse war. Oder Cicero, Konsul, Schriftsteller, Philosoph, Roms berühmtester Redner. Der eine Verschwörung aufdeckte und deshalb den Titel aller Titel tragen durfte: »Vater des Vaterlandes«. Und Hektor, Sohn des Königs Priamos, Schützling Apolls, Trojas Verteidiger - von Achilles getötet und geschändet.

Im Mittelalter eingereiht unter die »Neuf Preux«, jene neun guten Helden, zu denen auch Alexander der Große und Julius Caesar gehörten. Oder Nestor, Herrscher von Pylos, weise, redlich, von heiterer Lebenskunst, Ratgeber Agamemnons. Wer heute von einem Nestor spricht, der meint voller Respekt den Senior einer wissenschaftlichen Disziplin, den Altmeister.

Jeder für sich ein Star, und doch wurden die Namen Achilles', Ciceros, Hektors und Nestors auch Männern attachiert, die zwar territoriale Größen waren, aber mitnichten von politischem oder historischem Gewicht, jedenfalls gemessen im Maßstab der Zeit, dennoch ehrgeizig und zielstrebig. Die einem Geschlecht entstammten, das in der chronologischen Rangliste großer deutscher Fürstenhäuser lediglich einen Platz hinter den Welfen, den Wettinern, den Wittelsbachern und den Habsburgern belegt – die Hohenzollern.

Hohenzollern, auch dieser Begriff eine Art Überhöhung, die schließlich doch ihre Rechtfertigung finden sollte. Weil sich die Dynastie geschickt aufteilte und alle Zweige der Familie, jeder Clan, mit gut kalkulierter Strategie ein dichtes Netz politischer Bindungen und Verbindungen knüpften. Bis diese Dynastie schließlich nicht nur in Schwaben und in Franken regierte, sondern auch am Niederrhein, am Mittelrhein oder ganz weit weg im Osten. Und in der Mark Brandenburg, lange das ärmste und rückständigste aller deutschen Kurfürstentümer. Ein Raubritterparadies, wegen der Kargheit seiner Böden verrufen als des »Heiligen Römischen Reiches Streusandbüchse«. Aus diesem Brandenburg, später Brandenburg-Preußen, sollte, wie es der Publizist Sebastian Haffner formulierte, eine »funkelnagelneue europäische Großmacht« von weltgeschichtlicher Bedeutung werden, hochgerüstet auf der einen Seite, dennoch auch geprägt von Attributen, die mit Militarismus nichts zu tun hatten: tolerant, bescheiden, dem Gemeinwohl verpflichtet.

Die Vorstellung jedoch, die Hohenzollern definierten sich ausschließlich über diesen märchenhaften Aufstieg eines Landes, gehöre »ganz offensichtlich zu den langlebigsten Legenden der preußisch-deutschen Historiografie«, sagt Frank-Lothar Kroll, Geschichtswissenschaftler an der TU

Chemnitz und Vorsitzender der Preußischen Historischen Kommission.

Denn so viel ist klar: Als an Preußen noch längst nicht zu denken war, hatten die Hohenzollern schon kräftig mitgemischt in der Politik – durchaus mit großem Geschick. So gelang es ihnen, während des 16. Jahrhunderts in die Territorien des geistlichen Deutschlands, der *germania sacra*, zu expandieren und höchste Reichsfürstenämter zu besetzen – etwa im Bistum Halberstadt (1513 bis 1566) oder in den Erzbistümern Magdeburg (1513 bis 1631) und Mainz (1514 bis 1545); der Markgraf Albrecht schaffte es sogar, eine Zeitlang alle drei Posten auf einmal auszufüllen. Hohenzollernherzöge stellten die Chefs des katholischen Deutschordensstaates, einem Gottesstaat ähnlich, und verwandelten diesen in ein weltliches, evangelisches Erbherzogtum, übrigens auf Vorschlag eines gewissen Martin Luther. Und Albrechts Verwandter Johann, er lebte von 1493 bis 1525, stieg auf zum Regenten des Königreichs Burgia an Algeriens Küste und zum Vizekönig von Valencia – eine skurrilere Karriere konnte kein anderer Sprössling vorweisen. Hohenzollern und Preußen sind, trotz allem, ein untrennbares Begriffspaar, und so fiel es Mitte des 19. Jahrhunderts König Friedrich Wilhelm IV. auch nicht schwer, einen zündenden Slogan für sein Haus zu finden – »Vom Fels zum Meer«.

Der Fels, das ist der Hohenzollern in der Nähe des schwäbischen Städtchens Hechingen, im Volksmund Zollerberg genannt. Ein gewaltiger Kegel in der »Rauhen Alb«, *mons solarius* hieß er einmal, Sonnenberg. Hier thronte das »vesteste Haus in teutschen Landen«, wie eine Straßburger Schrift rühmte – die Burg der Zollern, 855 Meter hoch gelegen. Wann genau sie erbaut wurde und von wem, liegt im Dunkeln der Geschichte, erstmals scheint der Name im Jahr 1061 auf. Ein Mönch der Abtei Reichenau notierte in seiner »Weltchronik« knapp: »Burchardus et Wezil de Zolorin occiduntur.« Ob die Brüder (oder Vater

und Sohn) im Kampf gestorben sind oder einem Gewaltverbrechen zum Opfer fielen, ist nicht überliefert, aber: Aus Zolorin, das steht fest, entwickelte sich der Begriff Zollern. Woher deren Ahnen stammten, wurde später in netter Form mystifiziert. Die Kurzfassungen lauten: Ein Graf Tassilo, angeblich Bediensteter Karls des Großen, soll sich um 800 herum die Ehre der Sippengründung gegeben haben, es könnte auch ein Frankenkönig namens Guntram gewesen sein. Oder, viel spektakulärer, der Griff zurück in die Antike: Über die römische Patrizierfamilie Colonna wurde eine Linie direkt bis nach Troja gezogen, Achill und Hektor lassen schön grüßen.



DkhW hij Vejkd 7 hRe UVe SkhX

Die Wahrheit wird eine ganz profane gewesen sein, herausgefunden freilich hat sie bis heute niemand; sicher ist, dass die Zollern Jahrhunderte nach dem Tod der Zolorins tatsächlich zu »Hohenzollern« erwachsen. Immer noch Vermutung ist dagegen, dass der Ahnherr aller Zollern ein Mann namens Friedrich war, vielleicht ein Nachkomme jenes Burchards. Dieser Name sollte allerdings Synonym werden für die Beharrlichkeit einer

Dynastie, die sich aus den Nebeln der Schwäbischen Alb hocharbeitete bis an die Gestade der Ostsee und der Nordsee - um irgendwann vorzustoßen in die Weltspitze.

Friedrich hieß auch Maute, und mit ihm beginnt offiziell die dann lückenlose Ahnenreihe bis in die heutige Zeit hinein. Der Grundstein für alles wurde gelegt, als Friedrichs Enkel - auch er ein Friedrich - wohl 1192 mit der Burggrafschaft Nürnberg belehnt wurde, quasi ein Erbstück seines Schwiegervaters. Das Amt des Burggrafen war ein Reichsamt, keine Landesherrschaft, Grund und Boden nur spärlich vorhanden - was sich bald schon ändern sollte. Im Laufe der Jahre kamen, durch Ankauf oder ebenfalls Belehnung, »stattliche territoriale Positionen« (Kroll) hinzu: erst Bayreuth, Ansbach, schließlich Kulmbach mit der mächtigen Plassenburg. Ende des 14. Jahrhunderts bereits galten die wendigen Nürnberger Burggrafen als die einflussreichsten Regenten in Franken, ihr Herrschaftsgebiet teilte sich ins »Land unter dem Gebirge« und ins »Land auf dem Gebirge«.

Maute alias Friedrich, der erste schwäbische (Hohen-)Zoller im Nürnberger Amt und ein getreuer Gefolgsmann der Stauer, gilt manchem Beobachter der Zeitläufte als einer der »Gründungsväter Europas« - eine Überlegung, die auf den ersten Blick reichlich übertrieben erscheint. Auf den zweiten freilich hat sie etwas durchaus Charmantes. Denn unter seinen Söhnen, die ursprünglich gemeinsam regiert hatten, war, vermutlich 1214, der Besitz brüderlich aufgeteilt worden: Friedrich IV. zog in die alte Heimat zurück und begründete die schwäbische Linie des Hauses, aus der Grafen und Fürsten mit so eindrucksvollen Namen wie Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen hervorgingen - und die sogar (ab 1881) als Könige von Rumänien amtierten. Konrad I. hingegen blieb in Nürnberg - Frontmann der fränkischen Linie, deren Mitglieder später über ein halbes Jahrtausend ununterbrochen die Spitze eines schnell wachsenden

Staates stellten: erst als brandenburgische Kurfürsten, dann als preußische Könige, schließlich als deutsche Kaiser.

Das Jahr 1411 war das Jahr der Entscheidung, gewissermaßen der Startschuss für eine neue Zukunft. Burggraf Friedrich, nunmehr der sechste, hatte großen Anteil daran, dass Sigismund, ein Sohn Kaiser Karls IV. und gebürtiger Nürnberger, zum römisch-deutschen König gekrönt wurde, und als Dank für Friedrichs Mühen übereignete ihm der Monarch, erst einmal als Statthalter, die Mark Brandenburg - ein heruntergekommenes Gebiet mit einer interessanten und überaus wechselvollen Vergangenheit. Hier siedelten einst, im altmärkischen Teil westlich der Elbe, die Langobarden, östlich der Oder die Burgunder. Nach der Völkerwanderung drangen slawische Stämme ein, die bald unter deutsche Herrschaft gerieten, sich aber 983 wieder freikämpfen konnten. Erst wirkten hier die recht erfolgreichen Askanier. Als sie 1320 ausstarben, kam Brandenburg in den Besitz der bayerischen Wittelsbacher, schließlich gehörte es den Luxemburgern. Sigismund war Luxemburger, er hatte das Land 1378 geerbt. Um Geld für seinen Kampf gegen die Türken in die Kasse zu bekommen, verkaufte er die Neumark, das burgundische Terrain ganz früher Zeiten, an den Deutschen Orden. Die Kurmark, das Zentrum Brandenburgs, verpfändete Sigismund an einen Vetter. Der nahm den ohnehin kargen, wenig ertragreichen Landstrich brutal aus, fast bis zum Ruin.

Einziges Vorteil: Der Brandenburger gehörte zu jenen sieben Kurfürsten, denen das ausschließliche Recht der Königskür zustand, ein großes Privileg. Nach seiner Wahl zum König holte sich Sigismund das Land zurück, und er übergab es Friedrich. Ob der sich glücklich zeigte im neuen Leben am Rande des »Heiligen Römischen Reiches«, ist nicht überliefert. Überhaupt stellt sich die Quellenlage, bei Licht betrachtet, als recht dürftig dar.

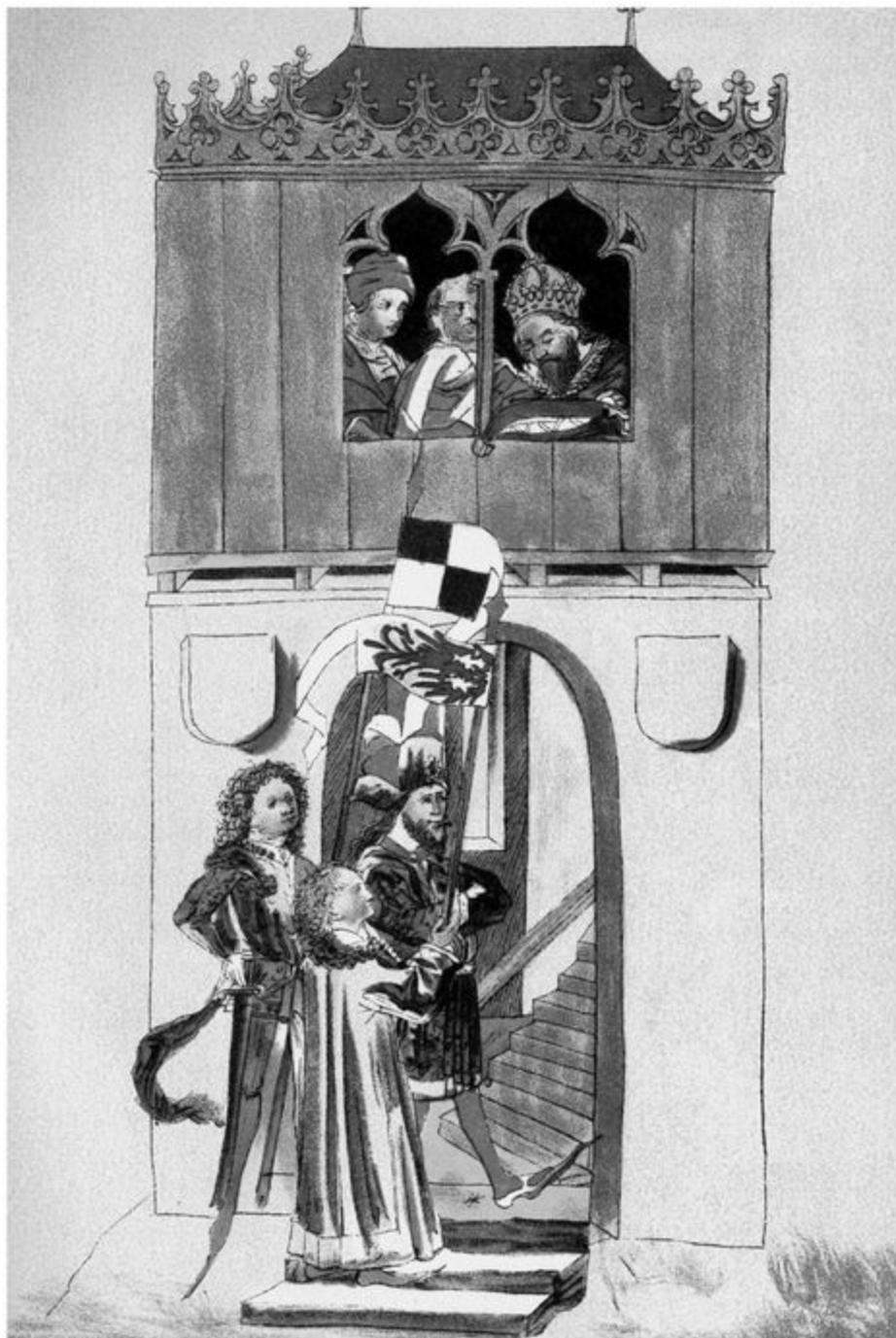
Fest steht, dass in Brandenburg zu jener Zeit anarchische Zustände herrschten, Faustrecht und Fehdewesen ersetzten weitgehend eine sinnreiche Politik des Miteinanders. Friedrich, der sich als »Gottes schlichter Amtmann am Fürstentum« betrachtete, muss sich vorgekommen sein wie in einem bösen Teil der Diaspora – wohl deshalb auch nutzte er jede Gelegenheit, aus den unwirtlichen Gefilden heim nach Franken zu eilen. Ihm behagte nicht das Klima, nicht der Charakter der Menschen hier, nicht deren Sprache. Und doch blieb es ihm nicht erspart, gegen die brandenburgischen Adligen, die sich als hartnäckige Widerständler erwiesen, mit Waffengewalt vorzugehen. Anfangs schien er nicht ernst genommen worden zu sein, denn die Wortführer der Frondeure, die Quitzows, sollen verbreitet haben, sie hielten dagegen, auch wenn es »eyn ghantz iar nurenberger regende«.

Friedrich griff zu einer Finte, mit der seine Gegner offenbar nicht gerechnet hatten – er setzte gegen die Burgen der Gegner das modernste Geschütz ein, das es gab: die »Faule Grete«, faul deshalb, weil märkische Bauern oder mehrere Ochsen gespanne die »schwere Kriegsmaschine von einem Einsatzort zum anderen zu bringen hatten«, notierte der Historiker Peter Mast.

Die »Faule Grete«, die ihm ein Vetter aus dem Deutschordensstaat ausgeliehen oder vermietet hatte, verfeuerte zentnerschwere, vor Ort zugehauene Steinkugeln, die eine schier unglaubliche Durchschlagskraft besaßen. Plaue, das Schloss der quitzowschen Raubritter an der Havel, besaß angeblich drei Meter dicke Mauern – und wurde dennoch zerstört. Der »Nürnberger Tand«, wie Hans von Quitzow den neuen Landesherrn verächtlich nannte, hatte obsiegt.

Im März 1414 ließ Friedrich in Tangermünde »über den unbotmäßigen Adel« (Mast) zu Gericht sitzen, anschließend verabschiedete er eine »Landfriedensordnung«, die auch

das bewaffnete Gefolge der Adligen unter Kuratel stellte. Am 13. April 1415 erhielt Friedrich in Konstanz seine Urkunde als Markgraf von Brandenburg, die notorischen Feierlichkeiten fanden zwei Jahre später statt.



Friedrich I. wird 1415 mit der Markgrafschaft Brandenburg belehnt  
(Buchillustration, 15. Jahrhundert)

Friedrich nannte sich nun der »Erste«, Sippenchef also, Urvater.

Doch dieser von oben angeordnete Frieden hielt nicht lange an. Auch Friedrichs Sohn und Nachfolger musste sich über Jahrzehnte im eigenen, fremden Land gegen alles und jeden zur Wehr setzen, besonders gegen die Bürger der autonomen Städte Berlin und Cölln, die ihm, dem »Eisernen« oder »Eisenzahn«, vor allem seine Hoheitsgewalt versuchten streitig zu machen.

Als er Order gab, auf der Spreeinsel eine Burg zu errichten, und dafür Land requirierte, löste er 1447 eine Protestwelle aus, die als »Berliner Unwille« in die Geschichte eingegangen ist. Einwohner bedrohten Friedrichs Beamte, verwüsteten das Baugelände und setzten die Baugrube unter Wasser, erst 1448 fanden die Übergriffe ein Ende. Übrigens, aus dieser Burg wurde mit der Zeit ein Schloss, das Berliner Schloss – wer will, der kann dies als Initialzündung für Berlin als Hauptstadt beschreiben.

Seinem martialischen Beinamen zum Trotz war der zweite hohenzollerische Kurfürst in der Mark kein wirklicher Haudegen, eher interessierte ihn, was der Bayreuther Historiker Dieter J. Weiß als den »inneren Landesausbau Brandenburgs« beschreibt. So löste er etwa gegen Zahlung von 40 000 Gulden die Neumark aus, die König Sigismund dem Deutschen Orden verpfändet hatte, und vergrößerte damit sein Reich. Auch bekümmerten ihn kirchliche Angelegenheiten, er war es, der Bischöfe ein- und absetzte.

Kurz vor seinem Tode 1471 zog es ihn zurück in die alte Heimat, der jüngere Bruder Albrecht, Fürst von Ansbach und Bayreuth, nahm seine Stelle ein – Albrecht Achilles. Die nette Titulatur »Achilles« soll sein Freund und Gönner Enea Silvio Piccolomini, der spätere Papst Pius II., erfunden haben, vielleicht deshalb, weil Albrecht eine Kraftnatur war, strotzend vor Tatendrang und Lebenslust,

Liebling der Frauen, aber auch herrisch und ungestüm. Manch Zeitgenosse nannte ihn »vulpes Germaniae«, »deutscher Fuchs«, wohl weil er ein schlauer und gewiefter Diplomat war.

Albrecht Achilles blieb in Franken, er schickte seinen erst 15-jährigen Sohn Johann Richtung Berlin; dem standen geschulte fränkische Räte zur Seite, die die zu Hause »erworbenen Erfahrungen einer modernen Verwaltung«, so Weiß, »als wichtiges Kapital mit ins Land genommen« hatten. Das Rechnungswesen überwachte ein enger Vertrauter des Vaters, und der gab, wenn es ihm nötig erschien, von ferne Anweisungen, wie zu regieren sei – per Brief. Nur dreimal war Albrecht Achilles während seiner Regentschaft in Brandenburg, 1472/73, 1476 und 1478/79.

Den Staatsdienern ließ er feste Gehälter zahlen, er ordnete, das gab es ganz selten nördlich der Alpen, die Buchführung an. Überhaupt war er, wie eigentlich jeder in seiner Familie, interessiert an tüchtigen, ehrlichen Mitarbeitern – und vor allem an sparsam er Administration. Obschon der Kurfürst im Felde als Draufgänger galt, schwor er innenpolitisch der Gewalt ab. »Land und leut angesehen«, schrieb er einmal seinem Kanzler Friedrich Sesselmann, »ist frid besser.« Und mit seiner Regentschaft wurde deutlich, wo die Hohenzollern endgültig den Schwerpunkt ihres Lebens sahen – nämlich in Brandenburg.

Zwar fand Albrecht Achilles seine letzte Ruhestätte am 19. Juni 1486 im fränkischen Heilsbronn, was unterstreichen sollte, wie wichtig ihm die Heimat gewesen ist. Doch 13 Jahre zuvor hatte er mit der »Dispositio Achillea« ein Hausgesetz erlassen, das erstens verbot, die Mark aufzuteilen, und zweitens festlegte, dass der älteste Sohn des jeweiligen Herrschers die Kurfürstenwürde erben sollte – die jüngeren hingegen Ansbach und Bayreuth. Das Signal war klar: Trennung, und sie hatte mehr als drei Jahrhunderte Bestand.

Also wurde neuer Chef der bisherige Statthalter: Johann, in der Familienliste geführt als Johann Cicero. Erstaunlich, dass keiner der Historiografen bisher schlüssig hat nachweisen können, warum der Mann so hieß. Manche meinen, er habe brillante Reden auf Lateinisch gehalten, andere sagen, er habe kein Wort Latein sprechen können. Vielleicht rührt der offensichtlich erst posthum benutzte Name daher, dass Johann, einem Trend des Frühhumanismus folgend, sich intensiv mit dem Bildungserbe des klassischen Altertums befasste; vielleicht, weil er die Gründung der ersten brandenburgischen Universität, der »Viadrina« in Frankfurt an der Oder, angeregt und geplant hat<sup>1</sup>.

Jedenfalls lobte später sein Nachfahre Friedrich II., der »Alte Fritz«: »Er machte die ersten Anstrengungen, das Volk aus seinem Stumpfsinn und seiner Unwissenheit wachzurütteln. In jenen finsternen Zeiten war es schon viel, seine Unwissenheit einzusehen.«

Erst mit diesem Johann Cicero, merkt der Preußenspezialist Hans Dollinger an, seien die Hohenzollern »endgültig mit der neuen Heimat« verwachsen – »aus den Franken wurden langsam Märker«, mithin hatte sich die Herrschaft über Brandenburg konsolidiert. Am 9. Januar 1499 starb der schwer übergewichtige Kurfürst, dem auch eine »gefährliche Cur« nichts half beim Kampf gegen die »Fettigkeit des Leibs«, an der Wassersucht, einer Krankheit, die schließlich zur Schicksalskrankheit der Dynastie wurde.

Für seinen Sohn und Nachfolger Joachim I. (»Nestor«) hatte er eine Warnung parat. »Ich lasse Euch ein großes Land«, steht in seinem Vermächtnis, »allein, es ist kein deutsches Fürstentum, in dem mehr Zank, Mord und Grausamkeit im Schwange als in unserer Mark.«

Was er damit meinte, muss im Unklaren bleiben. Möglich, dass er auf die Folgen seiner Entscheidung abhob, eine

Biersteuer eingeführt zu haben. Deswegen war es zu blutigen Aufständen gekommen, die Johann Cicero brutal niederschlagen ließ. Möglich auch, dass er auf die immer noch spürbare Gefahr des Raubrittertums verweisen wollte. Sohn Nestor erlebte solcherlei Bedrohung in unmittelbarer Dramatik. Eines Morgens standen an seiner Schlafzimmertür die Worte: »Jochimken Jochimken hyde dy! Fange wy dy, dann hange wy dy!« – ins Hochdeutsche übertragen: Joachim, Joachim, hüte dich! Fangen wir dich, hängen wir dich! Joachim Nestor zeigte sich unbeeindruckt.

In jenen Jahren wurde erkennbar, dass Brandenburg an Gewicht gewann – auch wenn es unter seinen Regenten höchst unterschiedlicher Begabung keine »überragende Persönlichkeit« gegeben habe, »die gleichzeitig auch gesamteuropäische Ausstrahlungskraft besessen hätte«, wie Frank-Lothar Kroll findet. Und verglichen mit anderen fürstlichen Landesherrschaften des Reiches, etwa den Habsburgern oder den Wettinern, sei die Mark zu diesem Zeitpunkt »keinesfalls konkurrenzfähig« gewesen.

Dennoch, wer nur aufs Land selbst schaut und die Verhältnisse im Inneren bewertet, der stellt fest, dass es bereits von »organisatorischer Geschlossenheit« (Weiß) war und deswegen durchaus stabil. Vor allem das aus Franken importierte Personal hatte die Verwaltung reorganisiert, die Wirtschaftskraft zog an, und die Hohenzollern versuchten, allerorten die Bestimmungen des Landfriedens durchzusetzen – indem sie, wie früher auch schon, aufmüpfige märkische Adlige in die Schranken wiesen.

Ein epochales, historisches Ereignis, eine der Chiffren europäischer Geschichte, wurde dann zu einem Wendepunkt für Brandenburg – Martin Luthers Reformation, die 1517 begann. Am Vorabend dieses gewaltigen gesellschaftlichen Umbruchs stand bereits fest, dass die Macht der Hohenzollern größer geworden war.

Joachim Nestors Bruder Albrecht amtierte als Kurfürst von Mainz (und damit gab es zwei von sieben Stimmen im Gremium der Königsmacher) sowie als Magdeburger Erzbischof, Vetter Albrecht als Hochmeister des Deutschen Ordens.

Aber: Die Chance, jetzt alle Kräfte zu bündeln, wurde vertan, weil ausgerechnet in dieser Phase jeder eine eigene Politik verfolgte. Und quer durch die Sippe verlief nun eine weitere Trennungslinie. Auf der einen Seite standen die Anhänger Luthers, auf der anderen dessen Gegner. Das gibt Anstoß zu der hochinteressanten Überlegung, wie denn die deutsche Geschichte verlaufen wäre, hätte es keinen religiösen Dissens im Familienverband gegeben. Die Habsburger beispielsweise blieben einheitlich katholisch, und »nicht zuletzt deshalb«, konstatiert Dollinger, hätten sie eine »dauerhafte Hegemonie im Reich errichten« können.

Selbst unter Ehepaaren in den Herrscherhäusern kam es zum Bruch. Joachim Nestors Frau Elisabeth, eine dänische Prinzessin, wandte sich ab vom katholischen Glauben, »dem gefärbten Gleißnerwerk« (Luther), und flüchtete aus dem Berliner Schloss, als ihr Kerker drohte, auf kursächsisches (protestantisches) Gebiet; während sie sich, schwer erkrankt, in Wittenberg zeitweise unter Luthers Obhut begab, blieb ihr Mann ein erbitterter Gegner des Reformators - und verpflichtete seine Söhne und deren Erben 1535 testamentarisch auf den »alten christlichen Glauben«, für ewige Zeiten.



AKG

Das Berliner Schloss kurz nach der Regierungszeit des »Großen Kurfürsten«  
(Kopie nach einem um 1700 entstandenen Gemälde)



Die Ewigkeit dauerte gerade mal drei Jahre. Da trieb es Joachim II. - Beiname: »Hektor«, Typ Grandseigneur, Lebenskünstler - auf Luthers Seite, ob aus Überzeugung oder machtpolitischem Kalkül, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls gilt, dass er alsbald, neben den Kollegen aus Sachsen und Hessen, zu den bedeutendsten evangelischlutherischen Territorialfürsten des Reiches gehörte und sich doch einer besonderen Rolle im

politischen Gefüge bewusst war. Denn im Glaubenskonflikt gehörte Joachim Hektor zu den eher pragmatischen Politikern; stets fühlte er sich als Mittler zwischen den Religionen, der Preußenkenner Christopher Clark hält ihn für einen »ehrlichen Makler«. Vor allem eines wollte er damit vermeiden – Brandenburgs Position im Gefüge des mehrheitlich immer noch katholischen Reiches zu gefährden.

Joachim Hektor war nämlich kein Falke unter den protestantischen Fürsten; im Schmalkaldischen Krieg, der ja eine Art Religionskrieg war, unterstützte er sogar den (katholischen) Kaiser mit einem kleinen Kontingent berittener Truppen. Obschon er längst oberster Bischof der evangelischlutherischen Landeskirche war – ein Amt, das die preußischen Monarchen bis zum Ende im November 1918 beibehalten sollten.

Trotz aller Sympathie für das neue Glaubensbekenntnis, die nun gültige Kirchenordnung erlaubte unter anderem die Priesterehe, rührten ihn weiterhin die alte Liturgie und die damit verbundenen prunkvollen katholischen Rituale an. Aber der Regent zögerte, Luthers Überzeugungen auch verbindlich zu machen für die Bürger Brandenburgs, weil er nie ein »protestantischer Aktivist« (Kroll) gewesen ist. Die Vereinbarungen des Augsburger Religionsfriedens 1555 hätten ihm ein Diktum erlaubt, weil eben der Herrscher das Prae hatte: »cuius regio, eius religio«. Genauso verhielt sich, vielleicht noch liberaler, sein Urenkel Johann Sigismund, der 1613 zum Calvinismus konvertierte, der verschärfte, weil pietistischen Form des Protestantismus.

Selbst er verzichtete, höchst bemerkenswert, auf das ihm zustehende Recht, seinen Bürgern ein einheitliches religiöses Bekenntnis rechtsverbindlich vorzuschreiben, Originalton: »Auch wollen Seine Kurfürstlichen Gnaden zu diesem Bekenntnis keinen Untertanen öffentlich oder heimlich wider seinen Willen zwingen, sondern den Kurs

und Lauf der Wahrheit Gott allein befehlen, weil es nicht an Rennen und Laufen, sondern an Gottes Erbarmen gelegen ist.«

Brandenburg war damit der einzige Staat in Europa, der das Wagnis einging, verschiedene religiöse Bekenntnisse nebeneinander zu erlauben. Hier schon zeichnete sich ab, was später sprichwörtlich für Preußen werden sollte – das Lebensprinzip der Toleranz. Nur durch den »Verzicht auf jedweden Glaubenszwang«, unterstreicht der Berliner Historiker Heinrich August Winkler, habe die »Loyalität der Stände und der Untertanen« gesichert werden können, in Brandenburg und auch in Preußen.

Dieses Preußen, die Reste des einst so machtvollen Deutschordensstaates, hatten sich die Märker 1618 einverleiben können wie auch einige Jahre zuvor die ganz im Westen gelegenen Jülich, Kleve, Mark und Ravensberg; beiden Ereignissen gingen eine geschickte Heiratspolitik oder gut durchdachte Erbvereinbarungen voraus. Brandenburg-Preußen, das war nun eine Größe im Reichsgefüge, dreigeteilt zwar und weit auseinandergerissen, aber doch Grundstock für die »eigenartigste politische Schöpfung, die in der Neuzeit auf deutschem Boden entstanden ist«, wie ein Wissenschaftler formulierte.

Den Weg dorthin, nach Preußen, verzögerten die Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges, der vor allem in der Mark tobte, und ein schwacher Kurfürst Georg Wilhelm geriet zum Spielball der kriegführenden Mächte. Als er 1640 starb, lästerte ein Geheimer Rat: »Jülich ist dahin, Preußen haben wir wie einen Aal beim Schwanz, und die Mark wollen wir auch vermarquetendieren.«

Dann kam jemand, der kein Achill war, kein Cicero, kein Hektor und kein Nestor. Schon zu Lebzeiten hieß er ganz schlicht: der Große Kurfürst.

# F`j F`c`jwh ke U F`XhRejVe

Aj aWj aU Q ad We ngf 9j Sf VW Tmj Z(  
ZW Sf fl VW Bj gwWFmj Xzj kl( kU mXWf  
kU dSZcj xAaZWk CWy mf V Wf WrW lj SdW  
PW o Sdmf Z, ?j dWZlWVW Bj mf Vkl Wf ( VSkk  
Smk Wf We cdWf Wf AzjklW lme Wf W  
Wj ghxkU WH SU l o mj VW

Von Joachim Mohr

»Ich werde meine Verantwortung als Fürst  
in dem Bewusstsein wahrnehmen, dass es  
sich um die Angelegenheiten des Volkes  
handelt, nicht um meine eigenen.«

Aj aWj aU Q ad We ngf 9j Sf VW Tmj Z( ZW Sf fl VW Bj gwW  
Fmj Xzj kl( æ ES` j . 335 !Q gj lWVWkj ye kU Wf FSakWk  
C SVj aSf rd aWV V&

An vielen Orten in Brandenburg-Preußen tobt in der  
zweiten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges die Anarchie.  
Hungersnöte und Seuchen raffen die Menschen  
dahin. Weite Regionen des Landes sind nach 20 Jahren der  
Schlachten und Kämpfe verwüstet und entvölkert.  
Landwirtschaft und Handwerk liegen danieder. In manchen